

BLICK IN DIE GESCHICHTE

Karlsruher stadthistorische Beiträge

Nr. 122 · 22. März 2019

Widerstand gegen den Nationalsozialismus

Menschen aus Karlsruhe in der Résistance von Brigitte und Gerhard Brändle

„Aus den Augen, aus dem Sinn“ – so ungefähr steht es um die Wahrnehmung der Menschen aus Karlsruhe, die ihre Heimat verlassen mussten und in Frankreich Widerstand gegen die Nazi-Besatzer leisteten. Sie mussten weg aus Karlsruhe, sei es, dass sie als Juden bedroht, sei es, dass sie als politische Gegner der Nazis verfolgt wurden. Ihre Namen sind meist ungenannt, ihre Taten noch nicht erzählt.

Jüdische „Kämpfer für die Freiheit“

Unter den 13 Nazi-Gegner und Gegnerinnen aus Karlsruhe, die in Frankreich Widerstand leisteten, stammen allein acht aus jüdischen Familien. Sie korrigieren das Bild jüdischer Menschen in der NS-Zeit als bloße Opfer, sie ließen sich nicht wie Lämmer zur Schlachtbank führen, sie haben sich gewehrt. Die Brüder Ferdinand und Leopold Kahn aus der Durlacher Allee 53, beide besuchen das Bismarck-Gymnasium und sind aktiv im Karlsruher Turn-Verein, müssen 1933 mit ihren Eltern Karlsruhe verlassen. 1943 schließen sie sich im französischen Zentralmassiv bei Limoges der Résistance an. Aktiv bei den kommunistisch orientierten „Francs-Tireurs et Partisans“ (FTP), sprengen sie Brücken, Eisenbahngleise und Straßen, um Truppenbewegungen der Nazi-Wehrmacht zu be- und zu verhindern. Am 18. Juli 1944 wird Leopold bei einem Gefecht mit der Brigade Jesser, bestehend aus Truppen der Wehrmacht und der Waffen-SS, bei Saint Gilles-les-Forêts östlich von Limoges erschossen – vor den Augen seines Bruders Ferdinand. Sein Name steht auf einem Denkmal für Résistance-Kämpfer in Limoges und auf einer Stele am Ortsrand von St. Gilles-les-Forêts. Ferdinand Kahn stirbt Ende 2017 im Alter von 97 Jahren, ein Nachruf ehrt ihn als „Kämpfer für die Freiheit“.

Erich Marx ist vor 1933 Mitglied der jüdischen Gemeinde in Karlsruhe, zugleich Kommunist und Leiter der „Antifaschistischen Aktion“. Von März bis Mai 1933 sperren ihn die Nazis ohne Gerichts-urteil in „Schutzhaft“ ins Gefängnis an der Riefstahlstraße. Wieder in Freiheit, flieht er nach

Frankreich. 1943 schließt er sich in Montauban mit neuen Papieren auf den Namen „Ernst Marquet“ der Résistance an und hilft, Flugblätter an deutsche Besatzungssoldaten zu verteilen. Außerdem ist er beteiligt bei der Herstellung von falschen Papieren für Flüchtende und Gefährdete.

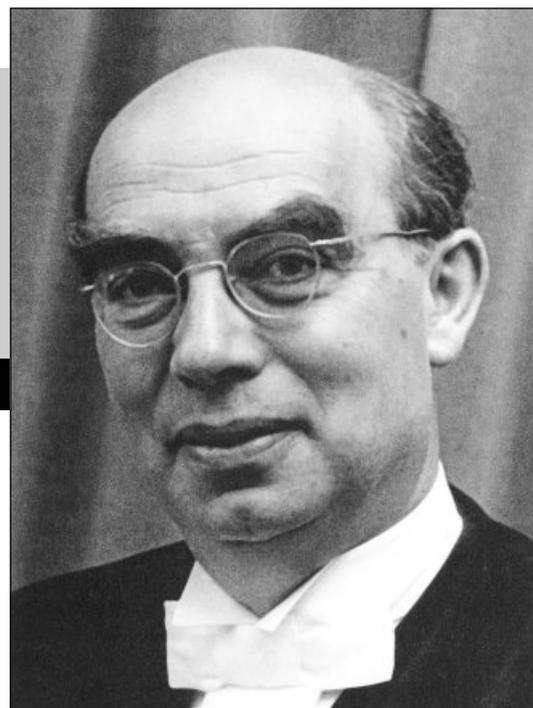
Die Brüder Fritz und Walter Strauss besuchen das Helmholtz-Gymnasium. Walter ist Mitglied des jüdischen Wanderbundes „Kameraden“, engagiert in der SPD und im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold gegen die Nazis. Zugleich ist er Redner des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“, der ab 1929/30 auch antifaschistische Aufklärungsarbeit leistet. Nach 1933 müssen die Brüder ihre Heimatstadt verlassen, fliehen nach Frankreich und sind ab 1942 im Süden Frankreichs in der Résistance aktiv.

Werner Nachmann besucht ebenfalls das Helmholtz-Gymnasium. 1938 schicken ihn seine Eltern nach Paris, bevor sie selbst 1939 nach Frankreich fliehen. Ab November 1942 leben die Eltern illegal im Süden Frankreichs, Werner Nachmann schließt sich in Aix-en-Provence der Résistance an. Anfang April 1945 kehrt er als Oberleutnant der französischen Armee nach Karlsruhe zurück.

Flüchtlinge werden Fluchthelferinnen

Edith Odenwald ist gerade 15 Jahre alt, als ihre Eltern 1936 beschließen, Karlsruhe zu verlassen. Edith muss sich von ihren Freundinnen im jüdischen Sportverein Maccabi verabschieden. In Neuilly bei Paris schließt sie sich den jüdischen Pfadfindern Éclaireurs Israélites de France (EIF) an. Von April bis Juni 1940 werden sie, ihre Schwester Lore und ihre Eltern als „feindliche Ausländer“ im Lager Gurs eingesperrt. Nach 1941 arbeitet sie in der „Sixième“ mit, der Jugendabteilung des Gesamtverbands der Juden in Frankreich (UGIF), einem geheimen Netzwerk von EIF und zionistische Jugendgruppe (MJS). Mit neuen Papieren auf den Namen „Edith Oberlin“, geboren in Obernai im Elsass, hält sie Kontakt zwi-

Fortsetzung Seite 2



1901 – 1982

Foto: Rechtshistorisches Museum

Gerhard Leibholz

Der Göttinger Staatsrechtslehrer und langjährige Bundesverfassungsrichter Gerhard Leibholz zählt zu den großen Richterpersönlichkeiten Deutschlands. Von 1951 bis 1971 wohnte er im Karlsruher Musikerviertel.

Gerhard Leibholz wurde am 15. November 1901 in Berlin geboren. Seine jüdischen Eltern ließen ihre Kinder lutherisch taufen. Nach dem Abitur studierte Leibholz in Heidelberg Rechtswissenschaften, Philosophie und politische Ökonomie. Bereits 1921 wurde er mit einer Arbeit über J. G. Fichte zum Dr. phil. promoviert. Sein juristisches Studium beendete er in Berlin. Während des Vorbereitungsdienstes beim Kammergericht in Berlin erstellte er eine wegweisende juristische Dissertation über „Die Gleichheit vor dem Gesetz“. Nach Assessorenexamen 1926 und Habilitation über das Wesen der Repräsentation erhielt er 1929 einen Ruf auf einen Lehrstuhl für öffentliches Recht und allgemeine Staatslehre an der Universität Greifswald. Zwei Jahre später folgte Leibholz einem Ruf an die Universität Göttingen.

Die glänzend begonnene akademische Karriere erfuhr durch den NS-Rassenwahn eine jähe Unterbrechung. 1935 verlor Leibholz seine Professur. Im September 1938 emigrierte er mit seiner Frau Sabine, geb. Bonhoeffer, und ihren beiden Töchtern nach England. In Deutschland zurückgeblieben waren sein Schwager Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) und sein Jugendfreund Hans von Dohnanyi (1902–1945), die beide als politisch Verfolgte von den Nazis ermordet wurden. Während des Krieges war Leibholz Gastdozent in Oxford und Berater des Bischofs von Chichester. Nach Kriegsende hielt er in den Sommersemestern 1947 bis 1949 zunächst Gastvorlesungen in Göttingen, ehe er dort 1951 wieder einen Lehrstuhl erhielt.

Im September 1951 gehörte Leibholz zur Erstbesetzung des neugeschaffenen und im Prinz-Max-Palais residierenden Bundesverfassungsgerichts, dem er bis 1971 angehörte. Mit seinem 1952 erstellten Gutachten (Statusbericht) trug er maßgeblich dazu bei, dass das Bundesverfassungsgericht gegen den Widerstand des Kanzlers und des Justizministers den Rang eines eigenständigen Verfassungsorgans erhielt und damit zum Modell einer unabhängigen Verfassungsgerichtsbarkeit in und außerhalb Europas wurde. Leibholz' tatkräftiges Eintreten für den Status des Bundesverfassungsgerichts war nur ein verhältnismäßiger kleiner Teil seiner Aktivitäten, für die Entwicklung des Gerichts erwies es sich jedoch von herausragender Bedeutung. Im Zweiten Senat wirkte er nachhaltig als Berichterstatter für die Bereiche Parlaments-, Parteien- und Wahlrecht und konnte hierbei den zuvor in seinen Schriften entwickelten Konzeptionen praktische Wirksamkeit verleihen.

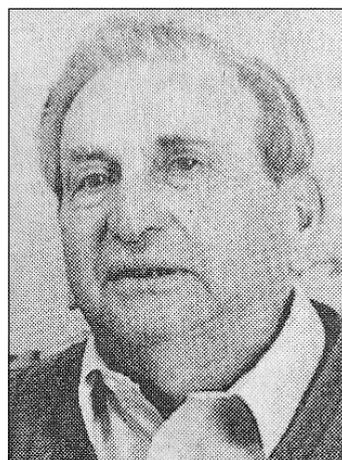
Am 19. Februar 1982 ist Leibholz in Göttingen verstorben. Im Neureuter „Juristenviertel“ wurde 2006 eine Straße nach dem verdienten Staatsrechtler benannt. Detlev Fischer



Edith Odenwald (1921 – 1987)
Foto: Dina Kremsdorf



Leopold Kahn (1920 – 1944)
Foto: Maitron des Fussilés



Ferdinand Kahn (1921 – 2017)
Foto: Guy Pommeau

schen den Gruppen und zu Organisationen wie der OSE (jüdisches Kinder-Hilfswerk) und der CIMADE (protestantische Frauen-Organisation). Sie arbeitet als Kinderpflegerin, hilft, Papiere für bedrohte Kinder zu fälschen, leitet eine provisorische Schule für sie auf einem Bauernhof und bringt sie an die Grenze zur Schweiz.

Ebenfalls Mitglied der „Sixième“ ist ab 1942 Ellen Hess. Wann sie mit ihren Eltern nach Frankreich flieht, ist nicht bekannt. Im französischen Zentralmassiv organisiert sie, als „Estelle Hamelin“ mit neuen Papieren ausgestattet, Verstecke und falsche Papiere für jüdische Kinder, um sie vor Razzien und drohender Deportation zu schützen. Sie unterhält Kontakte zu ihren Schützlingen, besorgt Geld für ihre Unterbringung, übermittelt Briefe und unterstützt sie moralisch. Das Netzwerk steht in Verbindung mit protestantischen Gemeinden in Le-Chambon-sur-Lignon und Umgebung, wo viele jüdische Kinder und Jugendliche versteckt und mit neuen Ausweispapieren ausgestattet werden, um ihre Flucht mithilfe von „Passeuren“ in die Schweiz zu ermöglichen. Unter den so Geretteten sind auch Kinder aus Karlsruhe, die Geschwister Hanni und Leon-Albert Bär, die Geschwister Bertha und Leo Dreyfuss, Heinz Goldschmidt, Walter Moos und die Schwestern Hanna und Susanne Moses.

Rettungswege: Karlsruhe – Frankreich – Schweiz – Mexiko

In die Reihe der Fluchthelferinnen gehört auch Herta Field. Sie gelangt zusammen mit ihrem Mann Noel Field auf abenteuerlichen Wegen 1941 nach Südfrankreich (s. Blick in die Geschichte Nr. 115). Ab Frühjahr 1941 leiten die beiden, deren Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei verborgen bleibt, eine Hilfsorganisation des Unitarian Service Committee (USC) in Marseille. Dieses Komitee unterstützt vor allem Antifaschisten, die in Internierungslagern wie Gurs oder Le Vernet oder in der Illegalität leben müssen und denen die Auslieferung an die Nazis droht. Die Fields besorgen für sie Lebensmittel, Geld, neue Papiere und medizinische Versorgung. Etliche gelangen mit ihrer Hilfe nach Mexiko, so 1942 Hans Marum aus Karlsruhe, seine Frau Sophie und die Kinder Ludwig und André. Herta Field sorgte im Juni 1941 dafür, dass die hochschwängere Sophie Marum in ein Heim der Quäker bei Marseille verlegt und mit Baby-Erst-



Plakat des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ 1930.

Foto: Wiener Library, London

ausstattung für die Tochter Andrée versorgt wird. Sie ist beteiligt an der Einrichtung von Kindergärten für im Lager Rivesaltes eingesperrte jüdische Kinder. Nach der Besetzung des südlichen Teils Frankreichs 1942 durch die Nazi-Wehrmacht fliehen die Fields in die Schweiz. Von Genf aus betreiben sie als USC-Büro eine „bürgerlich getarnte Rote Hilfe“ – so Noel Field – und ermöglichen weiter Hunderten von Gefährdeten, unter ihnen viele Kommunisten, die Flucht aus Frankreich. Sie arbeiten mit der OSE zusammen, um jüdische Kinder, deren Eltern 1942 schon deportiert worden waren, in die Illegalität oder in die

Schweiz zu retten, unter ihnen auch die Brüder Arnold und Paul Niedermann aus Karlsruhe.

Spanienfreiwillige und Résistance-Kämpfer

Josef Eckl und Emil Maisch sind in Karlsruhe geboren, beide von Beruf Schreiner und Mitglied der KPD (s. Blick in die Geschichte Nr. 111). Die Nazis sperren die beiden Antifaschisten 1933/34 in das Konzentrationslager Kislau. Nach der Freilassung fliehen sie in die Schweiz bzw. nach Frankreich und gehen 1936 nach Spanien, um in den internationalen Brigaden gegen den von Hitler-Deutschland unterstützten Militärputschisten Franco zu kämpfen. 1939 müssen sie Spanien verlassen und werden in Frankreich eingesperrt. Josef Eckl gelingt 1940 die Flucht aus einem Internierungs-Lager. Er schließt sich der Résistance an und ist Mitglied bei den FTPF mit dem Decknamen „Antonio“ und den Forces Françaises de l'Intérieur im Gebiet Tarn und Garonne. Er wird Mitglied der kommunistischen Partei Frankreichs und des „Vereins früherer Freiwilliger im republikanischen Spanien“. Der Militärkommandant der Nationalen Front (Zusammenschluss aller Résistance-Gruppen) bescheinigt 1945, dass er „in unseren Reihen tapfer gekämpft hat und der Sache des Widerstands Dienste leistete“. Emil Maisch meldet sich in Frankreich zur Fremdenlegion, um bewaffnet gegen die Nazi-Wehrmacht kämpfen zu können. Nach dem Einsatz in Nordafrika wird er demobilisiert, schließt sich 1943 der Résistance an und kämpft bei den FTPF. Der Kommunist Ernst Locke aus Karlsruhe-Grünwinkel flieht nach einer Haftstrafe im November 1933 in die Schweiz, kämpft wie Josef Eckl und Emil Maisch ab 1936 in Spanien und schließt sich nach 1940 der Résistance in Frankreich an.

Diese Spanienfreiwilligen und Résistance-Kämpfer kehren 1945 nach Karlsruhe zurück. Johann Heinz war dies nicht mehr möglich: Er verlässt 1937 seine Heimat, 1939 schreibt er seiner Mutter, er sei in Spanien gewesen und halte sich nun in Frankreich auf. Nach der Befreiung erhält die Mutter die Nachricht, ihr Sohn sei Mitglied der Résistance gewesen und 1944 in den Cevennen von der Wehrmacht erschossen worden. Wahrscheinlich ist er identisch mit Karl Heintz, der als Mitglied der Résistance-Gruppe Bir-Hakeim am 20. Mai 1944 in La Parade im Zentralmassiv von der Wehrmacht ermordet wurde und dessen Name dort auf einer Erinnerungs-Stele verzeichnet ist.

Von der Galanterie Schule zum Mädchengymnasium (Teil 2)

Der langwierige Weg zum Frauenstudium von Ariane Rahm

Die Höhere Mädchenschule

Bis 1877 bestand das weiterführende Mädchenschulwesen aus Privatinstituten und der städtischen Höheren Töchterschule und ging über eine erweiterte Volksschulbildung nicht hinaus. Reformbestrebungen zur Mädchenbildung im ganzen deutschen Reich und das steigende Interesse des Staates am öffentlichen Schulwesen führten zur Einrichtung staatlich geförderter höherer Mädchenschulen mit normierten Ausbildungen und

Abschlüssen. Mit der in Baden erlassenen landesherrlichen Verordnung über die Errichtung von Mittelschulen für die weibliche Jugend wurde die weiterführende Mädchenschulbildung erstmals auf eine rechtliche Grundlage gestellt. Als Folge der Neuorganisation der Höheren Töchterschule entstanden die dreiklassige Vorschule für Mädchen von 6 bis 9 Jahren, die darauf aufbauende fünfklassige „Töchterschule“, eine erweiterte Volksschule, die in der Kreuzstraße blieb, sowie die siebenklassige, ab 1879 so genannte „Höhere Mädchenschule“, die schon ein Jahr zuvor einen Neubau in der Sophienstraße 14, heute Sitz des Fichte-Gymnasiums, bezog.

Mit der Höheren Mädchenschule gab es nun eine öffentliche Mittelschule für Mädchen. Sie stellte eine Aufwertung der weiterführenden Mädchenschulen dar, doch brachte auch sie keinen Erwerb von formalen Berechtigungen, der Ausbildung fehlte nach wie vor jeder Anspruch auf eine weiterführende berufliche Karriere. Erst im beginnenden 20. Jahrhundert brach-

ten die Annäherungen an die Realschule das nominelle Ende der höheren Mädchenschule. Eine vergleichsweise liberale Zulassungspraxis in Baden erlaubte es aber schon zuvor, dass Mädchen auf Antrag an Knabenschulen (meist Bürger- oder Realschulen) aufgenommen werden konnten.

Das staatliche Lehrerinnenseminar Prinzessin-Wilhelm-Stift

So wie weiterführende Mädchenschulen übten auch weibliche Lehrkräfte ihre Tätigkeiten bis in die 1870er Jahre in einem rechtsfreien Raum aus, für ihre fachlichen und pädagogischen Kenntnisse gab es keine unmittelbaren Normen. Zur Behebung der Berufsnot unversorgter Frauen vor allem des gehobenen Bürgertums galt fast nur der Beruf der Lehrerin als standesgemäße Tätigkeit. Als wessensgemäß galt dabei lange nur die Unterrichtung unterer oder manchmal auch mittlerer gemischter Klassen; in höheren Töchterschulen durften sie höchstens Handarbeiten oder eventuell noch moderne Fremdsprachen unterrichten. Erst ab 1880 waren sie an öffentlichen Schulen offiziell zugelassen, wobei sie bis weit ins 20. Jahrhundert nicht gleichberechtigt waren. So verloren sie etwa bei einer Heirat den Anspruch auf Anstellung im Schuldienst.

Das Fehlen einer systematischen Ausbildung änderte sich mit der Eröffnung des Prinzessin-Wilhelm-Stifts, des ersten staatlichen Lehrerinnenseminars in Baden, in der Stephaniestraße im Jahr 1878 (ab 1883 in der Sophienstraße 31/33 beheimatet). Die Einrichtung ging zurück auf eine von



Mathematikunterricht am staatlichen Lehrerinnenseminar Prinzessin-Wilhelm-Stift, 1911.
Foto: Stadtarchiv

Fanny Trier, Mitglied des Badischen Frauenvereins, 1873 gegründete und unter dem Protektorat der Großherzogin Luise und deren Schwägerin Prinzessin Wilhelm stehende private Ausbildungsstätte für Lehrerinnen und Erzieherinnen. 1924 ging das Seminar, das über Baden hinaus einen guten Ruf genoss, in der Lehrerbildungsanstalt, Vorgängerin der Pädagogischen Hochschule, auf.

Der Unterricht beinhaltete zwei Fremdsprachen und zahlreiche Realien, womit er bildungshungrigen jungen Frauen mehr bot als die Höhere Mädchenschule. Gemäß der 1876 verabschiedeten 1. badischen Verordnung, die Prüfung von Lehrerinnen betreffend, konnten die Lehrerinnenprüfung für Volksschulen abgelegt werden sowie eine weitere für höhere Mädchenschulen. Für die Volksschulen entsprachen die Prüfungsanforderungen denen der männlichen Kollegen. Die Prüfung für den Unterricht an weiterführenden Mädchenschulen war jedoch eine „Neuschöpfung“, die unter dem Niveau der Prüfungen männlicher Lehramtsbewerber blieb. Nicht zuletzt deswegen änderte sich an der männlichen Dominanz in der höheren Mädchenschulbildung zunächst nichts. Erst der unbeschränkte Hochschulzugang von Frauen und die Zulassung zum akademischen Lehramt führten langsam zu einer Änderung.

Das erste deutsche Mädchengymnasium

Voraussetzung für die bis dahin Frauen verwehrt Zulassung als ordentliche Studierende zur Universität war jedoch die Schaffung von im Hinblick auf Lehrplan und Abschlussprüfung den Knabengymnasien gleichgestellten Mädchengymnasien, was letztlich das Ende eines spezifischen Mädchenschulwesens bedeutete. Ab 1888 richtete der „Frauenverein Reform“, gegründet in Weimar von der Frauenrechtlerin Hedwig Kettler (der zu Ehren das Fichte-Gymnasium im Dezember 2018 seinen Veranstaltungssaal umbenannte), Petitionen an sämtliche deutsche Staaten, blieb jedoch zunächst erfolglos. Man erkannte zwar das Zurückhinken Deutschlands hinter anderen Nationen hinsichtlich der Zulassung zum Studium, doch immer wieder wurden mögliche Folgen heraufbeschworen, bis hin zur Sorge, eine größere Anzahl geistig geschulter Frauen könnte auch verstärkt politische Gleichberechtigung einfordern. Erst im emanzipationsfreundlicheren Baden signalisierte man Wohlwollen und dermaßen ermuntert, eröffnete der Verein am 16. September

1893 in Karlsruhe das erste deutsche Mädchengymnasium.

Die Schule, zunächst im Volksschulgebäude in der Waldstraße 83 untergebracht, begann mit der Untertertia und nahm nur Mädchen auf, die sechs Jahre lange eine höhere Töchterschule besucht hatten. Am Ende stand ein der Reifeprüfung an Knabengymnasien voll entsprechendes Abitur mit umfangreichen Kenntnissen in Latein und Griechisch. Als sich abzeichnete, dass aufgrund von organisatorischen und finanziellen Schwierigkeiten die Schule als private Institution nicht mehr weiterzuführen war, wurde sie 1897 von der Stadt „in fürsorgliche Verwaltung“ genommen und im Jahr darauf als Gymnasialabteilung der Höheren Mädchenschule angegliedert.

1896 waren in Berlin sechs Mädchen nach Absolvierung der von Helene Lange eingerichteten Gymnasialkurse zur Reifeprüfung an einem (Knaben-)Gymnasium zugelassen worden, doch in Karlsruhe legte 1899 erstmals eine Mädchenschulklasse das Abitur ab. Unter den ersten vier Abiturientinnen war Rahel Goitein, Tochter des Rabbiners der orthodoxen jüdischen Gemeinde in Karlsruhe, die nach ihrem Medizinstudium in Heidelberg als Frauenärztin in München arbeitete. Sie musste im Dritten Reich aus Deutschland fliehen und starb 1963 in Israel. In ihren Memoiren erzählte sie ausführlich von den schwierigen Anfangsjahren des Mädchengymnasiums. Eine weitere Abiturientin, die Bäckerstochter und spätere Apothekerin Lina Meub, war 1904 die erste ordentliche Studentin an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Bereits ab 1900 erteilten die beiden Landesuniversitäten Heidelberg und Freiburg als erste deutsche Hochschulen überhaupt Frauen die volle Immatrikulationsberechtigung. Die endgültige Anerkennung der Zeugnisse des Mädchengymnasiums erfolgte in Baden aller-



Oberprima des Mädchengymnasiums im Schuljahr 1905/06 in den Räumen des heutigen Fichte-Gymnasiums. Foto: Stadtarchiv

dings erst 1904, in anderen Bundesstaaten noch später.

Der zunehmende Erfolg des Gymnasialzugs ließ 1911 eine Teilung der Höheren Mädchenschule nötig werden. Das Mädchengymnasium sowie ein Teil der Mittelschule zogen als „Lessingschule – Höhere Mädchenschule und Gymnasium“ (ab 1951 Lessing-Gymnasium) in einen Neubau am Gutenbergplatz. Der in der Sophienstraße 14 verbliebene Teil nannte sich ab da Fichteschule und blieb bis 1926 eine Mittelschule, wurde dann Oberrealschule bzw. später Realgymnasium und erhielt 1956 den heutigen Namen Fichte-Gymnasium. Mit Beginn des Schuljahres 1973/74 wurde an den beiden Mädchenschulen – sowie auch am Goethe- und am Helmholtz-Gymnasium – die Koedukation eingeführt, womit nun an allen Gymnasien in Karlsruhe bis auf das private Mädchengymnasium St. Dominikus Jungen und Mädchen gemeinsam unterrichtet wurden.

Die Gründung des ersten deutschen Mädchengymnasiums war das augenfälligste Beispiel für Badens und speziell Karlsruhes Vorreiterrolle in der weiterführenden Mädchenschulbildung und ein Markstein hin zur wissenschaftlichen Emanzipation der Frauen – auf dass, so Rahel Goitein in ihrer Abiturrede, Mädchen und Frauen durch Wissen selbstständig wurden und innerlich frei.

Im Spiegel von Propagandakunst und Karikatur

Deutsch-französisches Verhältnis von 1871 bis heute von Peter Pretsch

Nach dem Sieg Preußens und seiner Bündnispartner über Frankreich im Deutsch-Französischen Krieg brachte Großherzog Friedrich I. von Baden vor den versammelten deutschen Fürsten am 19. Januar 1871 im Spiegelsaal von Versailles ein Hoch auf den neuen Kaiser Wilhelm I. aus. Damit wurde in der ehemaligen Hauptresidenz der französischen Könige die deutsche Reichsgründung besiegelt, was eine Demütigung für den Kriegsgegner bedeutete. Frankreich musste hohe Reparationszahlungen leisten und außerdem das Elsass und Teile Lothringens an das Deutsche Reich abtreten, das sich diese Provinzen als „Reichsland“ einverleibte. In den jetzt deutschen

Gebieten hielt die wilhelminische Architektur Einzug, alles Französische wurde hingegen unterdrückt. Viele Reichsdeutsche zogen nach Elsass-Lothringen und nahmen Schlüsselstellungen in der Verwaltung, der Wirtschaft, dem Militär und den Schulbehörden ein.

Zum staatsoffiziellen Kunstprogramm nach dem Deutsch-Französischen Krieg und der deutschen Reichsgründung von 1871 gehörten historische Ereignisbilder und Reiterstandbildnisse. An der Großherzoglichen Kunstschule in Karlsruhe zum Historienmaler ausgebildet, verbrachte Anton von Werner (1843–1915) das Jahr 1870 als badischer Kriegsberichterstatte in Versailles und an den Kriegsschauplätzen im Elsass. Zu den prägnantesten, der Reichsidee gewidmeten Historienbildern zählte seine Auftragsarbeit der „Kaiserproklamation am 18. Januar 1871“, die am Beginn seines Aufstiegs in Berlin zum einflussreichen Hof- und Staatsmaler des Kaiserreichs steht. Als offizielle Schlachtenmaler begleiteten auch Louis Braun und Wilhelm Emelé, ein Badener mit französischen Wurzeln, das Kriegsgeschehen im

Elsass. Nach seiner Rückkehr nach Karlsruhe erhielt Wilhelm Emelé von Großherzog Friedrich I. den Auftrag für eine Episode aus der „Schlacht bei Nuits“. Ab den 1880er Jahren wurden vor allem propagandistische Schlachtenpanoramen zu gewinnbringenden Kassenschlagern, so auch in Karlsruhe am Festplatz, wo das sogenannte Panoramengebäude Kinder und Erwachsene vor der Erfindung des Kinos in seinen Bann zog.

Anton von Werner hielt 1890 nachträglich den ersten deutschen Sieg im Gefecht bei Weissenburg in einem großformatigen Gemälde fest, das sich heute im Besitz des Prinzen Georg Friedrich von Preußen befindet. Es zeigt den französischen General Abel Douay auf dem Totenbett, dem der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seinem Stab nach der Schlacht die letzte Ehre erweist. Dafür war Werner eigens noch einmal in die elsässische Kleinstadt gereist, um vor Ort alle Details zu recherchieren.

Bereits als Schüler erlebte Jean-Jacques Waltz, 1873 in Colmar geboren, die deutschen Besatzer als patriotisch und den Elsässern gegenüber feindlich eingestellt. Vom Vater für die elsässische Kultur sensibilisiert, förderten auch eigene negative Erfahrungen mit deutschen Lehrern eine bis zu seinem Tod 1951 andauernde antideutsche Haltung. Nach seiner Ausbildung zum Textilzeichner in Lyon, kehrte er 1896 nach Colmar zurück und begann, folkloristische Postkarten mit ersten spöttischen Darstellungen der Deutschen zu entwerfen. Ab 1907 veröffentlichte er unter dem Künst-



Karikatur von „Hansi“ Jean Jacques Waltz: „Passage du Rhin – 1918-Retour au Pays natal“. Foto: Dreiländermuseum Lörrach

Fortsetzung Seite 4



Tomi Ungerer: Ohne Titel (Deutsch-französische Freundschaft), Aquarell, Plakatmotiv von 2010. Foto: Stadtarchiv Karlsruhe

lernamen „Hansi“ idyllisch anmutende Bildwelten, darunter die „Vogesenbilder“ und „Mein Dorf“ sowie zahlreiche weitere Karikaturen, in denen er seine kompromisslose Haltung gegenüber dem Deutschen zum Ausdruck brachte. Immer wieder geriet „Hansi“ deswegen mit dem Gesetz in Konflikt. Als er 1914 aufgrund der Veröffentlichung von „Professor Knatschke“, einer Serie von Karikaturen zu seinem deutschen Lehrer und dessen Familie, verurteilt wurde, emigrierte er nach Frankreich, trat dort in die Armee ein und verlor seine deutsche Staatsbürgerschaft.

Nach 1918 erneut im Elsass ansässig, freute er sich über die Vertreibung der seit 1871 im Elsass heimisch gewordenen von ihm verhassten ca. 150.000 „Altdeutschen“, denen er eine Karikatur widmete, wie sie bei Breisach mit ihrem wenigen Hab und Gut, das sie mitnehmen durften, den Rhein überquerten.

Schon seit Kriegsbeginn 1914 hatten sich Deutschland und Frankreich gegenseitig mit Bombardierungen durch die damals noch neue Luft-

waffentechnik überzogen. Im Verlauf des Krieges kam es zu massiven Zerstörungen und vielen Todesopfern vor allem in den grenznahen Städten. Die französische Fliegerstaffel, die auf einer Anhöhe bei Nancy stationiert war, flog mehrmals Luftangriffe auf Karlsruhe. Der Maler Henri Farré (1871–1934) gehörte als Kriegsbeobachter dieser Fliegerstaffel an und dokumentierte die Luftkämpfe und -angriffe in propagandistischen Gemälden. Seine Darstellung des Angriffs auf Karlsruhe vom 22. Juni 1916, der 120 Todesopfer forderte, ist heute im Besitz der Stadt Karlsruhe. Farré, der schon vor dem Krieg US-Amerikaner geworden war, kehrte 1919 in seine neue Heimat zurück. Daher ist mittlerweile der Großteil seiner Werke in dortige Museen und Galerien gelangt. Allein das National Air & Space Museum in Washington D.C. besitzt 75 seiner Bilder. Dort veröffentlichte er das Buch „Skyfighters of France“, in dem er seine Erlebnisse als malender Kriegsberichterstatter schilderte und das er mit seinen Bildern illustrierte, u.a. mit einem weiteren Luftangriff auf Karlsruhe.

Am 10. Mai 1940 ergriff Hitler die Initiative und die deutsche Armee marschierte ohne Kriegserklärung in die neutralen Länder Niederlande, Belgien und Luxemburg ein, um von dort aus – unter Umgehung der Maginot-Linie, des französischen Verteidigungssystems an der Grenze zu Deutschland – Frankreich anzugreifen. Unter Ausnutzung dieses Überraschungsmoments war der Großteil Frankreichs bis zum 25. Juni des Jahres besetzt und das frühere Elsass-Lothringen wurde wieder dem Deutschen Reich zugeschlagen. Farrés Gemälde

wurde in der Pariser Wohnung des Fliegerkapitäns de Kerillis beschlagnahmt, nach Karlsruhe gebracht und in einem Verlagsgebäude ausgestellt, um die Bösartigkeit Frankreichs anzuprangern.

Gemäß der NS-Ideologie sollte die dort annektierten Gebiete nun neuen Reichsgauen zugeteilt werden, so Teile Lothringens mit dem Saarland und der Pfalz zur Westmark und Baden und das Elsass zum Gau Baden-Elsass. Wie im übrigen Reich wurden hier nun politisch Andersdenkende und insbesondere Juden verfolgt und deportiert sowie zehntausende Elsässer und Lothringer in den Militärdienst gezwungen. Die NS-Propaganda zog in Städte und Dörfer ein. An den Schulen wurde nur noch Deutsch unterrichtet. Die französischsprachige Bevölkerung und die sogenannten „Franzosenfreunde“ wurden zum größten Teil in das übrige Frankreich ausgewiesen.

Der erst kürzlich verstorbene Künstler Tomi Ungerer, 1931 in Straßburg geboren, erlebte als Kind die Folgen der Besatzung seiner Heimat im Zweiten Weltkrieg, die er damals schon in Zeichnungen verarbeitete. Die deutsche Propaganda einerseits und die Karikaturen von „Hansi“ andererseits schärften sein politisches Bewusstsein und wurden prägend für seine Kunst. Nach ersten Erfolgen als Illustrator und Zeichner von Kinderbüchern und Werbeplakaten in den USA wurde ab den 1960er Jahren die Satirezeichnung das zentrale Medium, mit dem sich Ungerer für Frieden und Toleranz einsetzte. Für Karlsruhe, der Stadt, in der er nach Kriegsende studieren wollte, entwarf Tomi Ungerer einen Katzenkindergarten im Stadtteil Wolfartsweier, der 2002 eingeweiht wurde. Hier erhielt er am 19. Februar 2004 die Ehrendoktorwürde für seine Verdienste um die europäische Völkerverständigung und den deutsch-französischen Dialog. In Karlsruhe präsentierte Ungerer in mehreren Ausstellungen seine Werke in Kooperation mit dem Centre culturel franco-allemand. Seine Karikatur zur deutsch-französischen Freundschaft mit zwei Männern in einem Boot war dabei ein beliebtes Plakatmotiv.

Weitere Werke der genannten Künstler sind bis zum 2. Juni 2019 in der Ausstellung „Karlsruhe und Elsass-Lothringen seit 1871. Die wechselhafte Geschichte einer Nachbarschaft“ im Original im Stadtmuseum im Prinz-Max-Palais zu sehen.

Carlsruher Blickpunkte

Eine Brücke über die Alb von Alfred Becher

Etwas südwestlich des Platzes Entenfang im Karlsruher Stadtteil Mühlburg überquert die Vogesenbrücke (B 36) die Südtangente (B 10), einen mehrgleisigen Schienenstrang der Bundesbahn und die Carl-Metz-Straße. Dazu kommen noch zwei Abfahrten der beiden Bundesstraßen. Unter dem Gewirr all dieser mächtigen Spannbetonbrücken und Bahnlinien ist ein denkmalgeschütztes Kleinod versteckt: Eine Korbbohlenbrücke überquert hier die Alb, die, von der Günther-Klotz-Anlage kommend, einen Schwenk in südwestlicher Richtung macht. Die Abfahrt der Südtangente, die von Westen kommt, führt über die Korbbohlenbrücke und geht dann an einem Kreisverkehr in die Liststraße über.

1818 wurde sie erbaut und verband damals das Dorf Grünwinkel und die Stadt Mühlburg miteinander und war darüber hinaus Teil einer Straße, die Heerstraße genannt wurde und von Rastatt über das Schloss Mühlburg weiter nach Graben und Speyer führte. An der Alb gab es früher eine kleine Insel und die Kreewinkler Furt, durch die man den kleinen Fluss queren konnte. Aber dies war eine feuchte und mitunter gefährliche Sache und oft war eine Durchquerung einfach nicht möglich. Seit dem 17. Jahrhundert erbaute man daher mehrfach eine Holzbrücke (Pfahljochbrücke) und dann eine Steinbrücke, aber sie wurden immer wieder vom Hochwasser beschädigt oder gar zerstört. Anfang des 19. Jahrhunderts gab es



Foto: Becher, Stadtarchiv

eine Gewölbebrücke, die allerdings so baufällig war, dass man ihren Einsturz befürchtete. Zuerst dachte man an eine Reparatur, aber Hauptmann Johann Gottfried Tulla befürwortete einen Neubau an anderer Stelle, da sie „eine fehlerhafte Brücke (sei), weil solche zwey enge Bögen, und also in der Mitte einen Pfeiler hat, wodurch der Strom zu sehr eingeengt und genöthiget ist, sich mit Gewalt durch die Brücke zu dengen und die Fundamente zu unterminiren.“ Der Bau verzögerte sich noch ein paar Jahre und wurde dann 1818 verwirklicht: Man erhöhte die Straße auf Grünwinkler und Mühlburger Gemarkung und baute die neue Brücke nun nicht mehr im Tiefgestade der Alb, sondern von Hochgestade zu Hochgestade. So erhielt man nun eine Brücke, die immer befahr- und begehbar war und auch durch Hochwasser nicht mehr zerstört wurde.

Die Brücke wurde aus unverputztem rotem Sandsteinquaderwerk erbaut und kostete zusammen mit der gleichzeitig durchgeführten Flusskorrektur rund 10 000 Gulden. 1898 wurde sie wegen des erhöhten Verkehrsaufkommens wiederum mit Sandstein nach Osten hin verbreitert und 1973 mit einer Stahlbetondecke verstärkt. Auf beiden Seiten sind oberhalb der Schlusssteine des Bogens die beiden Daten 1818 und 1898 eingemeißelt. Unter der Brücke geht ein Rad- und Gehweg durch, der Teil des Naherholungsgebietes entlang der Alb ist. Das Bauwerk hat keinen Eigennamen und wird nach dem Brückentyp benannt.

Das Kulturdenkmal bietet heute ein eher traurigen Anblick: Durch Treppenanbauten aus Beton, die Verunzierungen durch hässliche Graffiti und die Einzwängung durch die anderen Brücken, sieht man leider nicht sehr viel von ihr.

Herausgeber/Redaktion: Dr. Manfred Koch
Herstellung: Badendruck
„Blick in die Geschichte“ online ab Nr. 61/2003
unter: www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick_geschichte/ausgaben.de